

# Die Segel neu setzen

Den Alltag hinter sich lassen, lossegeln und sich auf einer kleinen Jacht ganz alleine dem Atlantik ausliefern: Wenn die Sehnsucht nach einem anderen Leben grösser ist als alle Bedenken wegen Corona.

VON RONALD SCHENKEL (TEXT UND BILDER)

«Möchtest du deine Reise nicht um ein Jahr verschieben?» Die Frage war zugleich ein Angebot. Es hiess: Mach deine Kündigung rückgängig, und behalte deinen Job – eigentlich ein vorzeitiger Vorschlag meiner Vorgesetzten. Es war März, überall wütete Corona. Die Grenzen waren geschlossen. Ich aber hatte schon lange vorher gewusst: Ich wollte mein Leben auf den Kopf stellen, auf einem Segelboot leben und die Welt erkunden.

Ich wollte hinaus auf den Atlantik. So viel stand fest. Nur: Den Atlantik befährt man nicht einfach so. Vom Flugzeug aus gesehen, ist er eine ruhig daliegende, gleichförmige Fläche, blau schimmernd oder silbern glänzend. In Wahrheit aber ist der Atlantik ein lebendiger Gigant, der von Strömungen wie von riesigen Adern durchzogen und von Winden aufgewühlt wird, die in jahreszeitlichen Rhythmen über ihn hinwegfegen. Er bestimmt, wann und wo er einen Segler duldet.

## Keine Atlantiküberquerung

Mein ursprünglicher Plan war, den Atlantik zu überqueren. Die klassische Route führt von den Kanarischen Inseln nach Süden Richtung Kapverden und dann, vom Passatwind und einer nach Westen laufenden Strömung befördert, zu den kleinen Antillen, die wie lose auf einer Kette aufgefädelt Perlen zwischen Puerto Rico und Venezuela liegen. Aber diese Route steht nur ausserhalb der Hurrikansaison offen, zwischen Mitte November und April also. Im Juni drohen in der Karibik zudem bereits wieder tropische Stürme. Deshalb verlassen die meisten Jachten sie möglichst vorher.

Seit dem letzten Winter ist alles anders. Corona-Regeln und Lockdowns kommen den Gesetzen des Atlantiks in die Quere. Segler wissen oft nicht, ob ihnen der Hafen, den sie ansteuern, überhaupt offensteht. Sie müssen damit rechnen, in Quarantäne gesteckt zu werden, sobald die Leinen festgemacht sind, der Anker geworfen ist. Viele Crews verpassten dieses Jahr die Zeitfenster für eine günstige Passage oder überschritten die erlaubten Fristen in sturmgefährdeten Gebieten um gefährlich lange Zeit. Das wollte ich nicht riskieren. Damit war die Atlantiküberquerung vorerst vom Tisch.

Wohin dann? «Zunächst nach Madeira, und dann schaue ich weiter», sagte ich zu meiner Frau. Auch unserer Beziehung wegen wollte ich nicht an Orte segeln, wo das Risiko bestand, komplett

## «Frühstück», scherzt die Schwester in ihrem Schutzanzug und steckt mir die Teststäbchen in Nase und Rachen.

abgeschnitten zu werden. Solange ich diesseits des Atlantiks bliebe, schien mir diese Gefahr geringer. Ich rechnete mir grössere Chancen aus, dass wir uns hin und wieder sehen könnten.

Hätte ich angesichts dieser Umstände nicht besser ein Jahr oder gar zwei zugewartet? Ich glaube nicht. Ich bin 56 Jahre alt. Mein halbes Leben war ich Journalist gewesen, bevor ich vor drei Jahren eine neue Stelle als Kommunikationsverantwortlicher im Bildungsbereich antrat. Als Journalist war ich viel unterwegs gewesen, hatte viel gesehen und viel Neues kennengelernt. Je länger ich in meinem Büro am Schreibtisch sass, umso stärker zog es mich hinaus. Seit ich vor einem Vierteljahrhundert das erste Mal auf einer Jacht auf See war, ist Segeln Bestandteil meines Lebens. Es zu seinem Kern zu machen, war inzwischen zu einer Sehnsucht geworden.

Ich hatte zwei Möglichkeiten: dieser Sehnsucht nachzugeben oder sie zu betäuben. Ich entschied mich fürs Nachgeben. «Du musst es tun, auch wenn wir beide dafür einen Preis zahlen werden»: Kein Mensch kennt mich besser als meine Frau, und sie wusste wohl genauer als ich, dass der Preis, würde ich in meinem alten Leben bleiben, unter Umständen deutlich höher ausfallen könnte.

## Eine Entscheidung, zwei Leben

Dennoch ist ihr Mut bemerkenswert. Denn ich habe mit meiner Entscheidung auch das Leben meiner Frau aus der Bahn geworfen. Ein Einkommen reicht für weniger als zwei. Also mussten wir beide reduzieren. Wir verkauften oder

verschenkten Stück um Stück unseren Hausrat: Pfannen, Sofas, Tische, Stühle, eine Plattensammlung und tausend andere Dinge. Gegen Ende des Frühling hatten wir so viel Ballast abgeworfen, dass wir nicht anders konnten, als aufzubrechen. Meine Frau in eine neue, kleine Wohnung in den Bergen, ich auf mein Boot. Als im Juni die Grenzen aufgingen, waren wir nicht nur bereit, wir waren entschlossen für ein Abenteuer mit ungewissem Ausgang.

Als es August geworden ist, liege ich im Hafen von Funchal auf Madeira. Ich weiss nun, wohin ich weitersegle. Zwar nicht ganz über den Atlantik, doch zumindest einen grossen Schritt hinaus auf diesen riesigen Ozean: zu den Azoren. Die Inselgruppe, deren Name auf einen ornithologischen Irrtum zurückzuführen ist – die portugiesischen Entdecker des 15. Jahrhunderts hielten die zahlreichen, über den Vulkankegeln kreisenden Bussarde für Habichte. Açores –, übt schon lange eine grosse Anziehung auf mich aus. Nicht allein deswegen, weil das Azorenhoch uns in der Schweiz schönes Wetter beschert, sondern auch wegen der Lage der neun Inseln mitten im Atlantik und ihres Rufs, die Heimstätte von Walen, Delphinen, Rochen und vielen anderen Tieren zu sein. Von Madeira nach Santa Maria, der nächstgelegenen Azoreninsel, sind es knapp 500 Seemeilen, etwas über 900 Kilometer. Wenn alles gutgeht, bin ich in fünf Tagen da.

## Ein Punkt auf dem Wasser

Kurz nach dem Mittag starte ich den Motor, löse die Leinen und steure mein Boot durch die Ausfahrt des Jachthafens. Im Vorhafen, wo die grossen Schiffe festmachen, planschen Kinder auf ihren Stand-up-Brettern. Ich fahre einen grossen Bogen um sie herum und setze das Grosseegel, obwohl der Wind nur schwach weht. Mein Kurs führt mich nach Westen entlang der steilen Südküste Madeiras. Die höchste Klippe aus schwarzem und braunem Vulkangestein, das Cabo Girão oder Kap der Umkehr, ragt über 500 Meter aus dem Meer auf. Sie ist höher als das Empire State Building in New York. Vor ein paar Tagen noch habe ich von ihr aus hinabgeblickt und den Booten nachgeschaut, die sich als kleine Punkte langsam übers Wasser bewegten. Nun ist meine Jacht ein solcher Punkt.

Es ist beinahe Abend, als ich das Ende der Westküste erreiche und den Leuchtturm von Ponta do Pargo passiere. Vor mir sehe ich Bänder von Schaumkronen auf dem tiefblauen Wasser. Der Nordwind, gegen den die Insel mich bis jetzt geschützt hat, hat freie Bahn. Und als würde er durch einen Trichter gepresst, legt er ums Kap auch noch zu. Ich verkleinere die Segelfläche, bevor mich die erste Böe trifft. Von einem Augenblick auf den anderen verwandelt sich alles um mich herum. Der Wind schlägt wie eine riesige Klatsche in die Segel, spannt das Tuch. Die Leinen, die sie halten, knarren wie altes Parkett. Das Boot neigt sich auf eine Seite. Dann, als würde man seine Hände um eine nasse Seife schliessen, lassen der Druck in die Segel und der Gegendruck des Wassers auf den Kiel die Jacht lospreschen. Die eigentliche Reise beginnt.

Drei Stunden lang bläst der Wind kräftig und wühlt die See auf, so dass ich mich ständig irgendwo festhalten muss. Ich hangle mich von Griff zu Griff durchs

Schiff wie ein Affe durch den Urwald, während das Boot über die Wellen springt wie ein bockiges Pferd. Es ist dunkel, als sich die Welt um mich etwas beruhigt.

## In der Nacht

Ich lasse das Vorsegel etwas ausrollen, nicht zu viel. Manche glauben, dass mehr Segelfläche höhere Geschwindigkeit bedeutet. Doch eine Jacht wie meine läuft aufgerichtet schneller als mit extremer Schräglage. Ganz abgesehen davon, dass das Leben an Bord in der Aufrechten angenehmer ist. Beim Segeln geht es immer darum, die Balance zwischen Boot, Wind und See zu halten. Nur dann läuft das Boot geradeaus, ohne dass ich ständig ins Ruder greifen muss. Das ist

wichtig, denn ich kann ja nicht fünf Tage lang am Steuer stehen. Eine besondere Art Autopilot erledigt die Arbeit für mich. Er ist am Heck befestigt, besteht aus einer Windfahne und einem Ruderblatt im Wasser. Sein Mechanismus reagiert, wenn sich der Einfallswinkel des Windes ändert. Er kommt ganz ohne Strom aus und hält, solange der Wind konstant aus derselben Richtung bläst, die Jacht auf Kurs. Allerdings versagt er, wenn der Ruderdruck zu stark wird. Doch dank ihm kann ich kochen, essen, schlafen.

Ich schlafe aber selten länger als eine Stunde am Stück, und das auch nur auf offener See. Immer wieder zwinde ich mich aus der Koje, klettere den Niedergang hoch und schaue mich um. Hat sich

das Wetter verändert? Stimmt der Kurs? Das Wichtigste: Ist ein Licht am Horizont zu sehen? Ich habe mehrere Systeme an Bord, die mich vor herannahenden Schiffen warnen: Radar oder das sogenannte Automatic Identification System. Aber die Technik sieht nicht alles.

Dennoch sind mir die Nächte bald lieber als die Tage. Das liegt am Zaubern der Lichter. Im schäumenden Kielwasser funkelt es, als würden ständig kleine Diamanten ausgeschüttet. Es sind unzählige Mikroorganismen, die ihr Licht verstreuen. Unter mir tobt das Leben und landet zuweilen gar an Bord: an einem Morgen finde ich einen kleinen Kalmal mit riesigen blauen Augen an Deck, an einem anderen ist es ein fliegender Fisch mit langen, schmalen Sei-

tenflossen, dem ich auf der Flucht vor einem Räuber in die Quere gekommen bin. Wie das Gegengleich zum Meerestier spannt sich über mir die Sternenkuppel, und ich habe das Gefühl, eher mit einem Raumschiff auf dem Weg zu einem anderen Planeten zu sein als mit einem Boot zu einer Insel. Ein scheinbar endloses Universum dehnt sich um mich aus, durch das ich allein treibe.

Die Einsamkeit bekommt eine neue Dimension. Sie ist vollkommen. Ich bin abgeschnitten und auf mich allein gestellt. Diese Erfahrung ist furchteinflößend. Aber sie verleiht mir auch Kraft. Ob ich ankomme oder nicht, hängt zu einem beträchtlichen Teil von meinen Fähigkeiten ab und davon, wie gut ich mein Boot vorbereitet habe. Gleich-

zeitig bin ich dem Meer ausgeliefert, das mir gegenüber vollkommen gleichgültig ist. Alleine zu segeln, ist meine Methode, das Leben zu begreifen. Das meiste, was ich an Land zurückgelassen habe, schrumpft hier draussen zur Bedeutungslosigkeit. Umso klarer tritt hervor, was wirklich wichtig ist. Viel ist es nicht. Vor allem die Liebe.

## Treffen auf hoher See

In der letzten Nacht, bevor ich die Azoren, genauer: Santa Maria, erreiche, werde ich allerdings daran erinnert, dass ich nicht ganz allein auf der Welt bin. Drei Containerschiffe treffen meinen Kurs. Gemessen an meiner Geschwindigkeit sind sie rasend schnell unter-

wegs. Meine Instrumente registrieren sie, lange bevor ich sie sehe. Eine halbe Stunde später erst tauchen ihre Lichter am Horizont auf. Nur zwanzig Minuten dauert es, bis sie bei mir sind. Alle drei Frachter rufe ich über Funk an. Die Offiziere, die mir antworten, bestätigen, dass sie mich gesehen hätten und mir ausweichen würden. Der eine hat einen osteuropäischen Akzent, der andere einen indischen, der dritte einen amerikanischen. Ein internationales Stelldichein ein paar Meilen südlich der Azoren. Ich stelle mir die Männer vor, wie sie auf ihren geräumigen Brücken in einem bequemen Sessel sitzen, vielleicht eine Tasse Kaffee in der Hand. Von ihren Instrumenten lesen sie die Angaben zu meinem Boot ab: Name: Blue Alligator,

Ich schlafe selten länger als eine Stunde am Stück, und das auch nur auf offener See.

Länge: 10 Meter, Geschwindigkeit: fünfeinhalb Knoten, Kurs: 326 Grad. Wenn sie nah genug sind, erkenne sie mein schwankendes Topplicht: einen weissen Punkt auf einer riesigen schwarzen Fläche. Unsere Situation könnte nicht unterschiedlicher sein, ich auf meiner schwankenden Jacht, sie auf ihren dahingleitenden Riesenschiffen. Aber wir sprechen miteinander wie Menschen, die etwas gemeinsam haben.

Und am Morgen ist sie da, die Insel. Zuerst eher eine Ahnung, ein Schatten, der auch eine Wolkenbank sein könnte. Schliesslich zeichnet sich ihre Kontur vor dem blassblauen Morgenhimmel ab. Bis ich Farben erkenne, wird es noch eine Weile dauern. Erst auf kurze Distanz tritt das satte Grün hervor, das sich über dem Saum einer schwarzen Küstenlinie bis zur Spitze des erloschenen Vulkans hochzieht. Ich habe es geschafft, bin angekommen, auf eigenem Kiel, aus eigener Kraft. Das Gefühl ist überwältigend.

Die Bucht, in welcher der Hafen liegt, öffnet sich wie eine Kluft in der Felswand. Ein weisses Fort krönt die steile Klippe über dem Hafen. Der Lauf einer alten Kanone ragt aus einer der Schiesscharten hervor. Er wirkt so bedrohlich wie ein Wasserspeier. Hinter dem Fort, vermute ich, liegt die Stadt Vila do Porto.

## Die Welt und Corona

Nun beginnt eine andere Routine: das Anlegen. Dem Hafenmeister habe ich mein Kommen bereits in Madeira angekündigt. Ich wurde angewiesen, an einem bestimmten Ponton festzumachen, dem Quarantäne-Ponton. Ein Gitter sondert ihn vom Rest des Hafens ab. Ein Katamaran liegt bereits an einem der Stege. Der Skipper steht an Deck und schaut mir beim Anlegen zu. Normalerweise hilft man sich gegenseitig bei solchen Manövern. Wie ich später erfahre, wurde es ihm verboten. Keine Kontakte, kein Risiko. Die Welt und Corona haben mich wieder.

Am Quarantäne-Ponton werde ich bleiben, bis ich einen Test gemacht und ein negatives Resultat erhalten habe. Weil ich an einem Sonntag angekommen bin, wird es Dienstag werden, bis ich Boot und Ponton verlassen darf. Nach sechs Tagen, so sagt mir der Hafenmeister João, müsse ich den Test wiederholen. Fällt dieser wieder negativ aus, erhalte ich unbegrenzte und zeitlich unlimitierte Bewegungsfreiheit auf dem ganzen Archipel. Die Azoren verzeichnen nur wenige Corona-Fälle. Santa Maria ist zu dieser Zeit ganz und gar pandemiefrei. Den ersten Test mache ich zusammen mit der Crew des Katamarans am Montagmorgen im Hafen in einem eigens dafür aufgestellten Container. «Frühstück», scherzt die Schwester in ihrem Schutzanzug und steckt mir die Teststäbchen in Nase und Rachen. Die Tests sind für Ankömmlinge wie mich übrigens gratis. Sie werden vom Staat bezahlt, von der Região Autónoma dos Açores. Am nächsten Tag liegt das Ergebnis in meiner Mailbox. Ich darf die Insel betreten. Und eine Woche später, nachdem ich den zweiten Test gemacht habe, breche ich wieder auf, nach Norden zur nächsten Insel.

Die Route lässt sich unter Marine Traffic verfolgen ([www.marinetraffic.com](http://www.marinetraffic.com)) / Suchwort Blue Alligator oder unter [www.meerge-schichten.ch](http://www.meerge-schichten.ch).



Auf dem Atlantik bekommt die Einsamkeit eine neue Dimension. Und dann ist sie eines Morgens plötzlich da: Santa Maria, die älteste Insel der Azoren.

